

Verbrechen & Gesellschaft

Bernd Dollinger | Axel Groenemeyer |
Dorothea Rzepka (Hrsg.)

Devianz als Risiko

Neue Perspektiven des Umgangs
mit abweichendem Verhalten,
Delinquenz und sozialer Auffälligkeit

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Dollinger/Groenemeyer/Rzepka (Hrsg.), Devianz als Risiko

ISBN 978-3-7799-4109-5 © 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4109-5>

Axel Groenemeyer

Soziale Konstruktionen von Ordnungsstörungen

Abweichung als Risiko

1. Einleitung

In den verschiedenen Feldern, Institutionen und Organisationen, in denen gesellschaftliche Probleme behandelt, bearbeitet und zum Thema gemacht werden – z. B. Psychiatrie, Medizin/Public Health, Soziale Arbeit, Polizei/Justiz, Sozialpolitik –, werden heutzutage vielfach Vokabulare und Konzepte zur Beschreibung der Probleme benutzt, die sich in unterschiedlicher Weise auf Sicherheit, mögliche Schäden und Risiken beziehen. Es geht um Gesundheitsrisiken, Risikofaktoren und Risikoverhalten, um Sicherheitsrisiken und Gefährlichkeit, um Schadenbegrenzung („harm reduction“) und Risikogruppen, um Überwachung und Risikomanagement. Risikodiskurse lassen sich in Bezug auf alle negativ bewerteten Formen abweichenden Verhaltens finden, sie haben sich in Medien und Öffentlichkeit verbreitet, sie scheinen professionelle Deutungen und Praxis sowie die Lebenswelt der Menschen in der modernen Gesellschaft zu bestimmen.

In den Diskursen betreffen Risiken ganz unterschiedliche Personengruppen: Es wird von Gesundheits- und Opferrisiken ebenso gesprochen wie von Risikofaktoren, Gewalttäter oder rückfällig zu werden, und von Risikoverhalten, das auf negative gesundheitliche, soziale oder finanzielle Folgen bezogen wird. Nicht zuletzt gehen aber auch die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen von Einrichtungen der Problembearbeitung Risiken ein, für negative Folgen haftbar gemacht zu werden, wenn sie intervenieren oder auch, wenn sie nicht intervenieren. Abweichendes Verhalten wird ebenso als Risiko gedeutet wie auch seine Kontrolle an Kriterien des erfolgreichen bzw. erfolglosen Risikomanagements bewertet und legitimiert. Man kann Risiken eingehen („etwas riskieren“), man kann Risiken ausgesetzt sein, sich riskant verhalten oder zu einer Risikogruppe gehören, sich gegen Risiken versichern, sie meiden oder Vorbereitungen für den Schadensfall treffen.

Ausgehend von der Gesundheitsforschung und der Epidemiologie sowie den Diskussionen um mögliche Schädigungen der Umwelt durch technische Großanlagen, werden mittlerweile alle Arten von Sorgen, Störungen, Unfällen, Krankheiten und Lebenskatastrophen im Vorhinein als Ausdruck der Betroffenheit von Risikofaktoren und des Eingehens von Lebensstilrisiken kalkulierbar und, davon ausgehend, als kontrollierbar angesehen.

Risiko und Sicherheit sind nicht nur Diskurse und Deutungsmuster von Gefahren, Störungen oder Schäden, sie sind verbunden mit spezifischen Technologien, Dispositiven und sozialen Praktiken der Diagnose, Prognose, Prävention, Risikobearbeitung und des Risikomanagements, insbesondere in den Organisationen der Bearbeitung und Kontrolle abweichenden Verhaltens, aber auch jedes Einzelnen im Alltag. Veränderungen der Essgewohnheiten, des Sexualverhaltens und des Lebensstils, aber auch die gezielte Gestaltung risikoarmer Umwelten und die Steuerung von Verfahrensabläufen und Technologien unter Risiko- und Sicherheitsaspekten markieren mittlerweile Selbstverständlichkeiten der Orientierung, die nahezu keinen Lebensbereich mehr ausschließen. *„Over the last half century, almost every aspect of our lives has been affected by this ascendant risk model of government. The design of cars, planes, roads, buildings and household equipment; the shaping of our bodies both inside and out; the production and consumption of food and clothing; patterns of saving and investment; education and training – all these and more are now “governed by risk” (O’Malley 2010: 2).*

Diese Selbstverständlichkeit basiert auf einer unmittelbaren Evidenz. Wenn man Unfälle verhindern oder zumindest dessen Folgen reduzieren kann, indem man einen Sicherheitsgurt anlegt, Brandschutzanlagen installiert, riskante Technologien verbietet, sich eine Versicherung zulegt oder bestimmte Verhaltensweisen meidet, wenn man das Risiko, Opfer einer Straftat zu werden, reduziert, indem man sein Fahrrad und seine Wohnung abschließt oder bestimmte videoüberwachte Parkplätze für Frauen einrichtet, so werden die meisten Menschen dies vermutlich als völlig unproblematisch und normal ansehen. Schließlich ist Vorbeugen allemal besser als heilen: *„Dass es sinnvoller ist, künftige Übel durch geeignete Maßnahmen in der Gegenwart zu vermeiden, als sie erst dann zu bekämpfen, wenn sie manifest geworden sind, das erscheint so selbstverständlich, dass es keiner weiteren Begründung bedarf“ (Bröckling 2004: 210).*

Dass das Leben, Hab und Gut vielfältigen Gefahren ausgesetzt sind, ist schon immer evident gewesen. Nimmt man z. B. Lebenserwartung, unmittelbare Betroffenheit von Gewalt und Krieg, die Stabilität des politischen Systems sowie Wohlstand und soziale Sicherung als Indikatoren, so dürfte allerdings die Diagnose nicht schwer fallen, dass in den letzten 50 Jahren zumindest in den meisten modernen Wohlfahrtsstaaten Europas sowohl das Leben als auch Hab, Gut und die Sicherheit im Vergleich zu früheren Zeiten

und Epochen der Geschichte in weitaus geringerem Maße bedroht sind. Angesichts des Ausmaßes und der Verbreitung mittelalterlicher und frühmoderner Epidemien (Pest, Cholera, Grippe, Syphilis etc.) und gemessen an den Standards gesellschaftlicher Gewalt in früheren Jahrhunderten sind erhebliche Zweifel darüber angebracht, ob heutzutage das Leben in hochmodernen Gesellschaften tatsächlich risikoreicher ist.

Die Konjunktur des „Risikobegriffs“ verweist offenbar weniger auf eine Erhöhung des Gefahrenpotenzials moderner Gesellschaften, sondern eher auf eine veränderte Wahrnehmung von Gefährdungen. Statt in einer „Risikogesellschaft“ scheinen wir gegenwärtig im Hinblick auf die gestiegene Risikosensibilität und gesunkene Risikotoleranz und -akzeptanz in westlichen modernen Gesellschaften demnach eher in einer „Zero-Risk Society“ oder „Sicherheitsgesellschaft“ zu leben, in der immer neue Risiken entdeckt und zum Gegenstand von Sicherheitspolitik und an Sicherheit ausgerichteter professioneller Praxis gemacht werden. Störungen, abweichendes Verhalten, Bedrohungen oder soziale Probleme stellen also nicht automatisch oder naturgegeben Risiken dar, sie müssen *securitized*, d.h. als Sicherheitsproblem konstruiert werden, damit sie zu einem Gegenstand von spezifischen Risiko- und Sicherheitspolitiken werden können.¹

„Versicherheitlichung“ beschreibt dann den diskursiven Prozess und eine spezifische Form der Problematisierung, über die bestimmte Themen als Sicherheitsproblem auf die öffentliche und politische Agenda gebracht werden und über das Risikokzept als Sicherheitsbedrohung konstruiert werden. Diese Entwicklung kann mit dem Konzept der „Sicherheitskultur“ auf den Begriff gebracht werden, als *„diejenigen Werte, Diskurse und Praktiken, die dem auf Erzeugung von Sicherheit und Reduzierung von Unsicherheit gerichteten Handeln individueller und kollektiver Akteure Sinn und Bedeutung geben“* (Daase 2012: 36). Die Entwicklung hin zu einer Ausbreitung von Risiko- und Sicherheitsdiskursen und zur zunehmenden Neuformulierung öffentlicher Probleme als Sicherheitsbedrohung kann man somit als Verallgemeinerung einer Sicherheitskultur beschreiben. Die Logik oder Rationalität dieser Orientierung ist Gegenstand des 2. Kapitels.

1 Die Idee von „Versicherheitlichung“ (*securitization*) wurde zunächst von Wæver (1995) und Buzan (Buzan et al. 1998) im Feld internationaler Beziehungen entwickelt, hat sich aber mittlerweile als eine der grundlegenden Konzepte und Fragestellungen in den „Security Studies“ etabliert (vgl. z. B. Dunn Cavelt/Mauer 2013). Auch wenn der Bezugspunkt der *Security Studies* zumeist das Feld internationaler Politik darstellt, so scheint das Konzept der *securitization* doch geeignet zu sein, auch Prozesse der Entwicklung von Problemdiskursen zu analysieren, etwa analog zu den Konzepten „Medikalisierung“, „Moralisierung“, „Kulturalisierung“, „Pädagogisierung“ oder „Kriminalisierung“ (vgl. Groenemeyer 2013).

Sicherheit wird zu einem starken Symbol, das seine rhetorische Kraft in öffentlichen Diskursen nicht zuletzt dadurch erhält, dass Sicherheit als grundlegende Wertidee kaum in Frage gestellt werden kann. Der Rückgriff auf die argumentative Figur der Sicherheitsbedrohung und des Risikos hat immer einen Aufforderungscharakter, der eine unmittelbare Aktion der Verteidigung verlangt. Die Identifizierung oder das Konstatieren von Risiken ist an Entscheidungen und die Zuschreibung von Verantwortung gebunden. Wer angesichts bekannter Risiken keine angemessenen Maßnahmen ergreift, wird für die Folgen der Entscheidung verantwortlich gemacht; Risikoorientierungen und -diskurse beschreiben also gleichzeitig eine bestimmte Orientierung auf rationale Akteure, die sich für ihr Handeln legitimieren müssen (Kapitel 3).

Risiken und Sicherheitsbedrohungen sind nicht nur Diskurse oder Deutungsmuster zur Interpretation von Störungen und Problemen, sie haben Auswirkungen. Risiken existieren als Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit der Betroffenheit in der Zukunft, daher ist die Problematisierung von Risiken unmittelbar verbunden mit präventiver Gefahrenabwehr, aber auch mit anderen Formen des Risikomanagements sowie der Vorsorge für den Schadenseintritt und der Kompensation von Schäden. Versicherunglich über Risikodiskurse sind also mit spezifischen Technologien, Programmen und Formen der Kontrolle verbunden (Kapitel 4).

Welche spezifische Form Risikodiskurse und damit verbundene Dispositive und Technologien jeweils annehmen, ist in den verschiedenen Feldern und Institutionen der Bearbeitung sozialer Probleme und abweichendem Verhaltens unterschiedlich. Risiko- und Sicherheitsorientierungen mischen sie jeweils in spezifischer Weise mit den der jeweiligen Institution zugrunde liegenden konstitutiven Orientierungen, Deutungsrahmen und Technologien der Problembearbeitung (vgl. Groenemeyer 2001): Risiko und Sicherheit bedeuten im Feld der Kriminalität etwas anderes als in den Institutionen der Sozialen Arbeit oder der Medizin bzw. der Gesundheitspolitik und haben en Detail jeweils unterschiedliche Konsequenzen. Aus diesen Bereichen werden in diesem Beitrag vornehmlich die Beispiele genommen, um an ihnen eher das Gemeinsame, die Logik einer Risiko- und Sicherheitsorientierung als eigenständiges Muster der Deutung und Bearbeitung abweichenden Verhaltens und sozialer Probleme deutlich zu machen und seine Konsequenzen aufzuzeigen. Es geht also im Wesentlichen um die Frage, wie Risikodiskurse in den verschiedenen Feldern und Institutionen abweichenden Verhaltens funktionieren, und weniger um eine Klärung der Frage nach den Ursachen, Bedingungen oder Korrespondenzen für die Verbreitung von Risikosemantiken.

2. Mit an Wahrscheinlichkeit grenzender Sicherheit²

Was ein Risiko ist, dürfte den meisten Menschen heutzutage intuitiv klar sein. Es geht um die Möglichkeit, die Gefahr, in der Zukunft einen Verlust zu erleiden, Schaden zu nehmen oder Verletzungen davon zu tragen. Risikodiskurse stellen eine spezifisch moderne Form der Thematisierung von Unsicherheit und Ungewissheit über die Zukunft dar (Bonß 1995). Schicksalschläge wie Unfälle, finanzieller Verlust, Krankheiten oder andere negative Ereignisse und Entwicklungen haben von jeher nach Sinn und einer Erklärung verlangt. Während aber in vormodernen Gesellschaften Fortuna mit ihrem Glücksrad oder göttliche Vorsehung zur Erklärung derartiger Zufälle des Lebens ausreichten, hat sich seit dem 17. Jahrhundert zunehmend die Verwendung des Risikobegriffs, zunächst im Bereich der Versicherungen und des Finanzwesens, durchgesetzt. Das Eintreten von Schäden, Katastrophen oder negativ bewerteten Ereignissen und Entwicklungen wird so als eine Manifestierung vorher bestandener Risiken verstanden und somit erklärbar, auf der Grundlage wissenschaftlicher Dignität sogar kalkulierbar und damit im Vorhinein kontrollierbar. Risiko ist also eine Form der Herstellung von Zukunftsgewissheit. Grundlage der Risikoidentifizierung und Risikokalkulation ist die Idee, dass letztlich alle Risiken entdeckt, messbar und dadurch kontrollierbar gemacht werden können. Das Entstehen von Risikodiskursen reflektiert somit die „Entdeckung der Gestaltbarkeit von Gesellschaft“ (Evers/Nowotny 1987).

2.1 Risiken als Deutungsmuster von Unsicherheit und Ungewissheit

Die Konstruktion von Risiken stellt eine Form der Verwissenschaftlichung von Unsicherheit dar. Es geht darum, „ein ‚sicheres‘ Wissen über ‚unsichere‘ Zusammenhänge“ zu erreichen und darum, „Uneindeutiges eindeutig, Unkalkulierbares kalkulierbar und Unkontrollierbares kontrollierbar zu machen“ (Bonß 1995: 252 f.). Im Unterschied zu Gefahren, die in Situationen oder Gegenständen lauern und Schäden verursachen können, sind Risiken kalkulierte Bestimmungen des Schadens und der Wahrscheinlichkeit seines Auftretens.

Grundlage hierfür ist die Wahrscheinlichkeitsrechnung, deren praktischer Nutzen sich zunächst bei der Berechnung von Versicherungsprämien

2 Die Kapitelüberschrift ist dem Titel des unterhaltsamen Buchs über Wahrscheinlichkeit und Logik von Dubben/Beck-Bornholdt (2006) entliehen.

herausgestellt hat. Das Prinzip der Versicherung beruht auf der Berechnung von Wahrscheinlichkeiten des Eintretens von Schadensfällen. In Abhängigkeit von der Anzahl an Schadensfällen in der Vergangenheit, der durchschnittlichen Dauer bis zum Schadensfall und der in diesem Fall durchschnittlich anfallenden Auszahlung kann in verlässlicher Weise die Beitragshöhe so errechnet werden, dass es nicht zu Verlusten der Versicherung kommt. In diesem Sinne werden Risiken versicherungsmathematisch definiert als Produkt aus Eintrittswahrscheinlichkeit eines Schadens und der Schadenhöhe. Für die Versicherung ist es dabei völlig gleichgültig, welche der versicherten Personen einen Schaden erleiden, wichtig ist nur, dass im Vorhinein genau kalkuliert werden kann, welche Versicherungssumme in einem bestimmten Zeitraum zur Auszahlung gebracht werden muss.

Im 19. Jahrhundert haben die Moralstatistiker angefangen, statistische Regelmäßigkeiten in der Gesellschaft zu identifizieren und zu vermessen. So konnte (und kann auch heute noch) mit bemerkenswerter Genauigkeit vorhergesagt werden, wie viele Menschen in einem Jahr geboren und sterben oder wie viele Menschen kriminelle Delikte oder Suizid begehen werden sowie in welchen Gebieten oder bei welchen Menschengruppen diese Erscheinungen häufiger oder weniger häufig auftreten werden (vgl. Ewald 1993: 171 ff.; Schmidt-Semisch 2002: 53 ff.). Gesellschaften, Gruppen, Kollektive und Populationen folgen bestimmten (statistischen) Regelmäßigkeiten, die dann u. a. den Gegenstand bilden für die sich etablierende Soziologie. Gesellschaften und Gruppen werden zu eigenständigen Gebilden, die mehr sind als die Summe der Individuen, die eigenen Regel- und Gesetzmäßigkeiten sowie einer Ordnung unterliegen, offenbar unabhängig von Willen der einzelnen Subjekte: *„Die Bevölkerung erschien nicht nur als eine Vielheit von Individuen, sondern als ein selbständiger Körper mit bestimmten Eigenarten, als ein Lebewesen, anfällig für bestimmte Krankheiten und Pathologien, die es zu kurieren und unter Umständen auch zu bekämpfen galt. Die Gesellschaft wurde gleichsam zu einem Subjekt, das sich selbst verteidigen musste“* (Krasmann 2007: 158).

Eine wahrscheinlichkeitstheoretische Risikokalkulation bezieht sich also zunächst auf Eigenschaften eines Kollektivs oder einer bestimmten Population. Auch wenn die errechneten Wahrscheinlichkeiten auch für jedes einzelne Mitglied des Kollektivs gelten, so ist die Berechnung der Wahrscheinlichkeit nur in Bezug auf das Kollektiv, als Kalkulation auf der Makroebene möglich. Bei der Kalkulation von Risiken handelt es sich immer um eine Extrapolation von Ereignissen bzw. ihrer Verteilung in einem Aggregat aus der Vergangenheit in die Zukunft, die mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit

eintreten, aber von denen man nicht mit Sicherheit weiß, ob und in welcher Form sie eintreten werden und auch nicht, wer davon betroffen sein wird.³

Wahrscheinlichkeiten und Risiken lassen sich für ein Kollektiv oder eine Gesellschaft nur berechnen, wenn einerseits bereits genügend (Schadens-) Fälle vorliegen (was die Risikokalkulation von großtechnischen Anlagen so schwierig macht) und wenn andererseits die Fälle in gleicher Weise kategorisiert und damit vergleichbar gemacht werden können. D.h. die Berechnung von Statistiken und Wahrscheinlichkeiten setzt die Bildung und Einordnung von Ereignissen und Menschen in Kategorien voraus: „*Categories had to be invented into which people could conveniently fall in order to be counted. The systematic collection of data about people has affected not only the ways in which we conceive of a society, but also the ways in which we describe our neighbour. It has profoundly transformed what we choose to do, who we try to be, and what we think of ourselves*“ (Hacking 2009: 3).

2.2 Die Logik der Risikokalkulation

Die Konstruktion von Risikofaktoren und darauf aufbauend, von Risikogruppen oder Risikopopulationen, beruht auf der Berechnung von Wahrscheinlichkeiten, mit denen Merkmale oder Faktoren (z.B. Eigenschaften, soziale Bedingungen, Merkmale des Kontexts, Bedingungen der Entwicklung einer Person) zusammen mit dem Zielkriterium (z.B. dem Rückfall, dem problematischen Handeln, Betroffenheit von einer Krankheit) bei einer bekannten Population aufgetreten sind. Es gibt also je nach Zugehörigkeit zu einer Gruppe, einem Milieu oder einer Personenkategorie jeweils unterschiedliche Risikobelastungen. Aus dem Vergleich verschiedener Populationen (z.B. Jugendliche oder Familien mit und ohne Migrationshintergrund) hinsichtlich ihrer bisher gezeigten Verteilung des Auftretens von Problemen

3 Das Denken in Wahrscheinlichkeiten stellt auch heute noch ein epistemologisches und kognitives Problem dar. Ausgangspunkt moderner Wissenschaft war die Idee des Entdeckens von (Natur-)Gesetzen, d.h. von Regelmäßigkeiten, die durch bestimmte und bestimmbare Ursachen kausal determiniert sind. So behandelt Hacking (2009) das Postulieren statistischer Gesetzmäßigkeiten als Angriff auf die klassische Vorstellung kausaler (Natur-)Gesetze und Bonß (1995: 265 f.) weist darauf hin, dass Wahrscheinlichkeit ursprünglich tatsächlich im Wortsinn verstanden wurde als etwas, das „wahr scheint“ und nur als glaubhaft oder vertrauenswürdig angesehen wurde. Mit der Verbreitung der mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung gewann aber das heutige Verständnis von Risiko als kalkulierte Gewissheit von Möglichkeiten an Überzeugung, es geht nicht mehr um subjektive Glaubwürdigkeit, sondern um objektive Berechenbarkeit. Vgl. auch Esposito (2007: 19 ff.), die Wahrscheinlichkeiten als „fiktive Realität“ behandelt.

werden die Unterschiede in der Wahrscheinlichkeit dieser Populationen zu Risiko- oder Schutzfaktoren für das Auftreten des Problems. Dadurch wird die Gruppe mit der höheren Wahrscheinlichkeit bzw. mit der Kumulation unterschiedlicher Risikofaktoren zu einer Risikopopulation und die Mitglieder dieser Gruppe oder Kategorie zu Trägern von Risikofaktoren. Auf diese Weise werden Individuen und Kollektive hinsichtlich ihrer Gefährdung und Gefährlichkeit differenziert, allerdings „nicht aus dem Vorhandensein einer bestimmten Gefahr, die von einem Individuum oder auch einer konkreten Gruppe ausgeht“. Das Risiko „ergibt sich daraus, daß abstrakte Daten oder Faktoren, die das Auftreten unerwünschter Verhaltensweise mehr oder weniger wahrscheinlich machen, zueinander in Beziehung gesetzt werden“ (Castel 1983: 59).

Bei dieser Art der Konstruktion von Risiken als Grundlage für Entscheidungen handelt es sich nur um exakt berechnete Wahrscheinlichkeiten aus Daten der Vergangenheit, die kennzeichnend sind für die untersuchten Populationen und deren Mitglieder. Sowohl auf der Makroebene der Populationen als auch auf der Ebene einzelner Mitglieder bleibt jede Entscheidung über zukünftige Entwicklungen auf der Grundlage von Wahrscheinlichkeiten eine Entscheidung unter Unsicherheit. Jede Entscheidung stellt insofern selbst ein Risiko dar als immer die Möglichkeit von Fehlprognosen besteht, d. h. Individuen wird ein Risiko zugeschrieben, das sich dann aber in der Zukunft nicht als Schaden und abweichendes Verhalten realisiert („falsch positiv“), oder aber ein Individuum wird kein Risiko zugeschrieben, aber es zeigt in der Zukunft dann doch das nicht prognostizierte Verhalten (z. B. einen Rückfall oder eine Kindesmisshandlung, „falsch negativ“).

Die Konsequenzen der Fehlzuweisung als Risiko sind je nach Kontext mehr oder weniger gravierend. Sofern die Zuweisung zu einer Risikopopulation oder -kategorie als Selektionskriterium der Zuweisung von Ressourcen verwendet wird (als Grundlage der Konstruktion von Hilfe- oder Unterstützungsbedarfen), führt eine falsch negative Zuweisung dazu, dass tatsächlich Bedürftige von der Verteilung ausgeschlossen werden, während falsch positive Personen ungerechtfertigt in den Genuss der Ressourcen kommen. Falls die Risikozuweisung die Grundlage für Repression, Kontrolle und Exklusion darstellt, bedeutet eine falsch positive Zuweisung allerdings u. U. eine mit dem Rechtssystem nicht vereinbare und ungerechtfertigte Übelzuführung. Zudem bleibt den Betroffenen aber „*in einem sehr wahren Sinn des Wortes die Möglichkeit verschlossen die Prognose zu falsifizieren, also unter Beweis zu stellen, dass sie – vorhersagewidrig – gar nicht rückfällig geworden wären*“ (Pollähne 2006: 45). Demgegenüber birgt eine falsch negative Zuweisung die Gefahr, eine im Nachhinein schwer zu legitimierende Gefährdung in Kauf genommen zu haben (z. B. bei Prognoseentscheidungen für Entlassungen aus Haft oder forensischer Psychiatrie). Ähnliches gilt z. B. auch bei

Entscheidungen im Kontext der Kindeswohlgefährdung, in denen die Entscheidungsalternativen häufig jeweils mit gravierenden Konsequenzen verbunden sein können und dementsprechend die Legitimationsanforderung an die Entscheidung erheblich ist, gerade wenn das Thema in Öffentlichkeit und Politik als sensibel gilt oder bereits skandalisiert worden ist.

Diese Art der Risikokalkulation basiert auf einigen pragmatischen Grundannahmen, die in Bezug auf das Individuum nicht unbedingt realistisch sein müssen und die Unsicherheit der Risikokalkulation (trotz ihrer exakten Berechnung) erhöhen:

Erstens wird davon ausgegangen, dass bestimmte biographische Muster, soziale Kontextfaktoren und typische Personenmerkmale von besonderer Bedeutung für die zukünftige Entwicklung sind.⁴ Diese Faktoren sind allerdings jeweils in einen spezifischen individuellen Lebenszusammenhang miteinander verbunden, der selbst auf der Ebene der Population nur äußerst rudimentär modelliert werden kann. Auch ist das sozialwissenschaftliche Wissen über das Zusammenwirken einzelner Bedingungen – deren Auswahl für jede Untersuchung immer beschränkt sein muss –, mögliche Wechselwirkungen zwischen ihnen und die Mechanismen der Entwicklung über die Zeit zu begrenzt, um tatsächlich generalisierbare Aussagen machen zu können, die es erlauben würden, halbwegs präzise Prognosen über problematische Verlaufstypen oder über Prozesse und Bedingungen der Normalisierung auf der Ebene von Individuen machen zu können. Zusätzlich wird davon ausgegangen, dass die Merkmale, ihre Bedeutung und Zusammenhänge der Untersuchungspopulationen, aus denen Risiken und Risikofaktoren gewonnen werden, über die Zeit stabil sind, was keineswegs zwingend und plausibel ist. Die Konstruktion von Risikofaktoren aus Untersuchungspopulationen der Vergangenheit lässt in der späteren Verwendung als Grundlage für eine Prognose mögliche Veränderungen der Bedingungen oder ihrer Bedeutung unberücksichtigt.⁵

-
- 4 Hier wird ein Spannungsverhältnis der Risikokalkulation als Grundlage für Prognosen zum Strafrecht deutlich. Implizit liegt dieser Grundannahme die Idee einer, wenn auch probabilistischen, Determinierung des Handelns zugrunde, die über die Kriminal- oder Entlassungsprognose bestimmt werden soll. Gleichzeitig ist aber eine Strafe oder eine Verlängerung der Strafe nur dann zu rechtfertigen, wenn dem (kriminellen) Handeln kein Determinismus zugrundeliegt, sondern die freie, willentliche Entscheidung (Schuld) des Individuums (Albrecht 2004: 477).
 - 5 Abgesehen davon gibt es natürlich immer auch typische Unschärfen und Fehlerquellen der empirischen Untersuchung, wie z. B. spezifische Selektivitäten bei der Auswahl der Untersuchungspopulation, Probleme der Erfassung und Operationalisierung der Bedingungen (vgl. für den Bereich der Kriminal- und Gewaltprognose Albrecht 2004: 489 ff.).

Zweitens wird implizit davon ausgegangen, dass zukünftige Lebensbedingungen und Entwicklungen hinreichend präzise bestimmbar sind, dem allerdings zumeist dadurch Rechnung getragen wird, dass die Vergangenheit als konstant für zukünftige Entwicklungen gesetzt wird. Soziale Bedingungen, die das Handeln prägen oder rahmen, verändern sich allerdings fortlaufend, es eröffnen sich Handlungschancen, Ressourcen oder auch Restriktionen, die zumindest teilweise zufällig und von daher grundsätzlich nicht prognostizierbar sind. Aber auch gesellschaftliche Bedingungen sowie ihre individuelle Betroffenheit und Verarbeitung sind grundsätzlich unsicher und, wenn überhaupt, immer nur bestenfalls kurzfristig auf einer allgemeinen Ebene bestimmbar.

Drittens muss gerade im Bereich der Risikokalkulation und der Bestimmung von Risikofaktoren immer mit Rückkopplungseffekten gerechnet werden. Bereits die Konstruktion von Risiken und ihre Zuweisung auf Individuen und Populationen können unmittelbar auf die davon Betroffenen zurückwirken, entweder in Form von Reaktionen auf mit der Risikozuschreibung verbundene Stigmatisierungserfahrungen oder als Abschreckungswirkung. Darüber hinaus ist die Risikozuschreibung in der Regel eben nicht folgenlos, dient sie doch der Allokation von Ressourcen oder der Zuweisung zu Kontroll- und Exklusionsmaßnahmen. So kann sich im Nachhinein eine falsch positive oder falsch negative Prognose ebenso in eine *self-fulfilling prophecy* verwandeln wie auch in ihr Gegenteil. Im Nachhinein erweist sich dann möglicherweise eine Prognose auf der Grundlage von Risikoeinschätzungen als richtig, nicht weil die Prognose die Entwicklung richtig vorausgesagt hätte, sondern weil sich die Entwicklung der Prognose angepasst hat.⁶

Grundsätzliche Unsicherheiten der Prognose liegen aber auch im Prinzip der Wahrscheinlichkeit, die eben keine Sicherheit gibt, auch wenn sie präzise für die Gesamtpopulation kalkuliert werden kann. Eine besondere Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass die Güte der Risikokalkulation und damit der Prognose individuellen Handelns unmittelbar von der Verteilung des zu prognostizierenden Verhaltens abhängt (Basisrate). Ereignisse und Handlungsformen, die insgesamt nur selten vorkommen, wie z. B. schwere Gewalt, Tötungen oder Kindeswohlgefährdung, können nur um den Preis einer sehr großen Rate an falsch Positiven richtig prognostiziert werden, was für G. Alb-

6 In diesem Sinne kann die Risikobewertung als eine wirksame Fiktion aufgefasst werden, die als solche auch strategisch genutzt werden kann, nicht um bestimmte Entwicklungen vorherzusagen, sondern um sie herbeizuführen. Dies kann aber nur dann funktionieren, wenn man Risikokalkulationen eben nicht als Prognose betrachtet, sondern reflexiv als eine Fiktion, an der andere ihre Erwartungen und ihr Handeln ausrichten (vgl. Esposito 2007: 107 ff.).

recht zu dem Schluss führt, dass gerade in den Bereichen, in denen eine Prognose erwartet wird, die Leistungsfähigkeit von Risikoprognosen individuellen Handelns nur sehr begrenzt ist: „*Da, wo angesichts der bescheidenen Treffergenauigkeit nur eine hohe Basisrate des zu prognostizierenden Verhaltens zu Prognoseleistungen führt, bei denen z. B. das Verhältnis von ‚richtig‘ identifizierten Problemfällen zu ‚falsch‘ identifizierten ‚Unschuldigen‘ gesellschaftlich akzeptabel scheint, ist das Interesse an Prognosen gering, denn dann geht es um ‚Allerweltsverhalten‘, von dem sich keiner bedroht fühlt. Da, wo es um gravierende Formen der Gewalt geht, die Prognose also sehr gefragt ist, ist die Basisrate so niedrig, dass auch bisher noch nicht erreichte Treffergenauigkeiten zu Ergebnissen führen würden, die [...] nicht vertretbar sind*“ (Albrecht 2004: 511).

Auch wenn die Verwendung technischer Instrumente, Verfahren und Methoden der Risikokalkulation die hohe Reputation einer präzisen wissenschaftlichen Grundlegung suggerieren, die häufig mit exakten Kennwerten und Koeffizienten aufwartet, als Entscheidungsgrundlage für Risikozuschreibung auf Individuen bleibt sie mit sehr großen Unsicherheiten behaftet, die in einigen Bereichen der Risikozuschreibung denen einer klinischen, intuitiven und erfahrungsbasierten professionellen Einschätzung häufig vergleichbar scheinen.

Unabhängig vom Problem, dass die Art, Bedeutung und das Ausmaß von Schäden oder unerwünschten Verhaltensweisen unhinterfragt vorausgesetzt wird und als zu vermeidendes einheitliches Phänomen kategorisiert werden muss, ist grundsätzlich die Identifizierung von Risikofaktoren grenzenlos, insofern Populationsabweichungen vom Mittelwert immer als Risikofaktoren gedeutet werden können. Die Korrelationen lassen sich im Prinzip beliebig vermehren. So sind beispielsweise mittlerweile für Herz-Kreislauf-Erkrankungen mindestens 300 Risikofaktoren identifiziert worden. In ähnlicher Weise sind mittlerweile mindestens 100 verschiedene Risiko- und Schutzfaktoren identifiziert, die mit dem Konsum illegaler Drogen in Verbindung gebracht werden (vgl. als Übersicht Groenemeyer 2012: 470 f.). Die Aussagekraft einzelner Faktoren ist dabei beschränkt, insbesondere auch im Hinblick auf das individuelle Risiko, weil sich die Risikofaktoren möglicherweise in Wechselwirkungen verstärken, individuelle Dispositionen Schutz bieten oder über andere relevante Verhaltensweisen und soziale Ressourcen reduziert werden können, ohne dass allerdings im Rahmen des epidemiologischen Modells der Risikofaktoren präzise Aussagen darüber gemacht werden

können, in welcher Weise und warum dies geschieht (Abholz et al. 1982; Groenemeyer 2001: 35ff.).⁷

Ein zentrales Merkmal des Risikos ist und bleibt die Ungewissheit und Unbestimmtheit des Eintretens von Schäden: es geht um Wahrscheinlichkeiten. Die Ungewissheit wird nicht aufgehoben durch Risikokalkulation, auch wenn dessen mathematische Präzision diesen Schein erzeugt. Je mehr über Risiken geredet wird, desto deutlicher wird diese Ungewissheit und Unsicherheit, insofern deutlich wird, dass die Sicherheitsversprechen der Risikokalkulation eben nicht dazu geeignet sind, im Einzelfall das Eintreten von Schäden effektiv zu prognostizieren und zu verhindern. Was eine noch so präzise Risikokalkulation nicht zu leisten vermag, ist die Antwort auf die Frage, welches Niveau von Risiken als akzeptabel gelten kann. Je genauer das Instrument der Risikokalkulation bei der Prognose falsch negative Resultate ausschließt, desto mehr muss mit falsch positiven gerechnet werden und umgekehrt.

Welches Ausmaß an Risiken z. B. eines Rückfalls von Gewalttätern akzeptabel ist oder an welchem Punkt Eingriffe in die Privatsphäre und Freiheit von Individuen auf der Grundlage von Risikozuschreibungen gerechtfertigt sind, ist nicht von der Risikokalkulation, sondern von gesellschaftlicher, medialer und politischer Abweichungstoleranz und der Kultur von Verantwortungszuschreibung für Fehlentscheidungen abhängig.⁸ Damit verschiebt sich das Problem der Risikokalkulation auf das Problem der Risikoakzeptanz, und die Bedeutung der Verwissenschaftlichung von Entscheidungsgrundlagen über die statistische Analyse und Wahrscheinlichkeitsrechnung tritt eher in den Hintergrund zugunsten von Problemen und Folgen der Risikokommunikation bzw. der damit verbundenen Deutungen, Reaktionen und Instrumente.

7 Die schließt natürlich nicht aus, dass sich die Postulierung von Risikofaktoren vorzüglich eignet, Präventionsmaßnahmen zu legitimieren, wobei ihnen bei der politischen Legitimierung die wissenschaftliche Reputation statistischer Analysen zu Gute kommt.

8 Auch kann man der Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht anlasten, dass ihre Ergebnisse teilweise bewusst oder aufgrund fehlenden Verständnisses falsch dargestellt und für politische Zwecke missbraucht werden, wofür die falschen Begründungen für flächendeckendes Mammographie-Screening ebenso als Beispiel herangezogen werden können wie auch die nicht seltene Dramatisierung mit Zahlen in Bezug auf Gewaltentwicklungen und Rückfallrisiken von Straftätern in medialen und politischen Diskursen.